Zeitschrift: Neujahrsblätter für Jung und Alt
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 11 (1900)

Artikel: Rudolf Rauchenstein
Autor: Suter, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900590

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rudolf Rauchenstein.

An der Fassade des stolzen neuen Kantonsschul-Gebäudes in Aarau ist neben den Bildern des Johann Georg Hunziker und Johann Rudolf Meyer auch dasjenige des vor 20 Jahren verstorbenen Rudolf Rauchenstein angebracht. Mit Fug und Recht, denn wenn jene beiden ersten Gymnasium und Gewerbeschule gegründet haben, so ist es Rudolf Rauchenstein wie keinem zweiten zu verdanken, daß die Anstalt zu einer der berühmtesten Schulen des Schweizerlandes gedieh und eine Pflanzstätte ward tüchtiger und charakterfester Männer. Die beiden, deren Porträts oben in der heitern Aula zur Linken und Rechten Stapfers den Eingang zieren, Dr. Augustin Keller und Dr. Emil Welti, haben es zeitlebens freudig bezeugt, daß sie an der aargauischen Kantonsschule den soliden Grund zu ihrer Bildung gelegt. Hunderte anderer ehemaliger Kantonsschüler haben in dem engern Kreise des Heimatkantons eine segensreiche Thätigkeit entfaltet und zur Einigung von dessen so verschiedenartigen Gebietsteilen bedeutend beigetragen.

Die Kantonsschule ist Rauchensteins reiches Arbeitsfeld gewesen; an ihr hat er 48 Jahre gelehrt, an ihr nahezu 25 Jahre das Rektorat bekleidet.

Rudolf Rauchenstein wurde den 2. Mai 1798 in Brugg geboren. Sein Vater, David Rauchenstein, betrieb an der Spiegelgasse den Beruf eines Messerschmieds. Er war ein stattlicher Mann und doch ein so milder Kinderfreund, daß auch Knaben aus der Nachbarschaft in seiner Werkstatt und Wohnstube eine

zweite Heimat fanden. Den Tag über durfte das junge Volk am Schraubstock hantieren, abends wurde es auf „Vaterlis“ Knieen geschaukelt und hörte dessen mit weisen Lehren gewürzte Kurzweil an. Später, als sein Söhnlein größer geworden, ließ er sich von ihm die lateinischen Vokabeln aufsagen und unterzog auch wohl seine Übersetzungen einer Durchsicht. Er besaß eine für einen Handwerker ungewöhnliche Bildung und war bemüht, dieselbe stets zu erweitern. So viel von Schulers „Thaten und Sitten der Eidgenossen“ erschienen war, und dessen „Glarner Geschichte“ las er fleißig, ja zwei- und dreimal. Bis an seinen Tod war er Mitglied des Brugger Gemeinderates. Von altschweizerischer Schlichtheit war er doch fähig, die neuere Zeit zu verstehen. Das erblindete „Mutterli“ aber erzählte den Kindern wundersame Geschichten und sprach seine reiche Lebenserfahrung in Sprüchen aus, die sich ihnen unauslöschlich einprägten.

So wuchs Rudolf unter der Zucht seiner frommen Eltern auf in aller Einfachheit der Sitten und in der Heiterkeit und Genügsamkeit des Lebens. Er hat dies nachmals als ein großes Glück gepriesen und allezeit seinen Eltern ein dankbares Andenken bewahrt.

Mit rührender Anhänglichkeit war Rauchenstein auch stets seiner Vaterstadt mit ihren schönen und an historischen Erinnerungen so reichen Umgebungen, ihren berühmten Männern und wackern Bürgern zugethan. Wenn immer er sich losmachen konnte, so suchte er, auch nachdem er längst Ehrenbürger der Stadt Aarau geworden, den Ort, wo seine Wiege gestanden, wieder auf. Dann hielt er etwa Kinder an, um sie zu befragen, wem sie angehörten, damit ihm das jüngere Geschlecht nicht ganz fremd würde.

Bis zum 15. Lebensjahre besuchte der Knabe die Schulen des Heimatortes. In den alten Sprachen wurde er namentlich durch Pfarrer Benker gefördert. Begeisternd wirkte schon auf den Zehnjährigen der Unterricht in der Schweizergeschichte, und in einer Zeit, wo man sonst überall nur von den Franzosen hörte, freute er sich herzlich, daß die Schweizer einst auch eine Heldenzeit gehabt und das noch eine größere.

Auf den Rat von Freunden und Lehrern ließen sich die

Eltern bewegen, ihren Rudolf den Studien zu widmen, was bei ihren sehr mäßigen Vermögensverhältnissen nicht wenig Mut erforderte. Im Oktober 1813 brachte ihn der Vater nach Bern, wo eine Tante billige Unterkunft bot. Im Gymnasium, in dessen obersten Kurs der Jüngling eintrat, bewies er sich von Anfang an im Griechischen und Lateinischen tüchtig. In den andern Fächern arbeitete er sich so nach, daß er im Frühling

überall gute Censuren hatte. Sein stilles, gesetztes und sehr gesittetes Betragen fand allgemeinen Beifall. Als Klassenchef, der er schon im Dezember 1813 geworden, bewies er sich sehr pünktlich und gewissenhaft. Im Mai 1814 trat er mit der Note „der Erste mit Lob" in die Berner Akademie ein, um Theologie zu studieren. Wohl lag er dieser Wissenschaft mit seinem gewohnten rühmlichen Eifer ob, aber mehr fühlte er sich damals schon zu

den Sprachen hingezogen. Unter Professor Samuel Lutz, den er auch um seines edlen, männlichen Charakters willen verehrte, trieb er Hebräisch und auf seine Anregung auch 1½ Jahre mit großem Fleiße ohne Lehrer Arabisch in der Absicht, Orientalist zu werden.

Aber im Herbst 1815 trat in Bern ein neuer Professor auf, nur um wenige Jahre älter, als seine Studenten. Das war Dr. Ludwig Döderlein, Lehrer der klassischen Litteratur.

Feurig, geistreich, gründlich in seinem Streben, begeistert für sein Fach, wußte Döderlein die jungen Leute in der rechten Weise zu fassen. Mit Eifer warfen sie sich auf seine Wissenschaft, mit Bewunderung und Liebe hingen sie an ihm. Er richtete sie eigentlich zum Geistigen auf. Durch ihn lernte Rauchenstein die Schönheit und Hoheit der Griechen erst kennen. Und D. hinwiederum nannte ihn in den Zeugnissen den fähigsten und liebsten, ja den vorzüglichsten unter seinen Zuhörern. Auch nachdem Rauchenstein zu Ostern 1817 in die höhere Akademie befördert worden war, besuchte er doch noch Döderleins Vorlesungen und hatte im Seminar den ersten Platz inne. Denn schon stand es bei ihm fest, daß er Lehrer der alten Sprachen werden wollte.

Zu diesem Behufe sollte er nach Döderleins Rat noch eine deutsche Universität, und zwar Breslau, besuchen. Da die knappen Geldmittel hierfür nicht zu langen schienen, kam der treue Freund persönlich nach Aarau und erwirkte bei der Regierung, daß das Staatsstipendium von Frs. 1000 auf 1200 erhöht wurde. Er verwendete sich aber auch bei Professor Passow in Breslau angelegentlich für ihn um einen Platz im Seminar, um finanzielle Erleichterungen verschiedener Art und gab ihm Empfehlungen mit an einflußreiche Männer.

So nahm denn unser Studiosus nach fünfjährigem Aufenthalt Abschied von Bern. Seine Lehrer und Studiengenossen aber vergaß er nicht. Mit Lutz und Döderlein unterhielt er bis zu deren Tod die herzlichsten Beziehungen. Döderlin, der 1819 von Bern nach Erlangen übersiedelte, stellte 30 Jahre später seinem einstigen Schüler das prächtige Zeugnis aus: „Für die Erinnerung sind Sie, mein Lieber, mir ein Lichtpunkt.“

Auch in Breslau, wo Rauchenstein im Spätherbst 1818 eintraf, gewann der biedere Schweizer bald die Zuneigung der Professoren und Studenten. Was ihn von Anfang an empfahl, war nicht am wenigsten seine Tüchtigkeit im Turnen, denn dort turnte alles, Lehrer und Schüler. Der Philologe Franz Passow und sein Schwiegervater, der Historiker Wachler, wurden seine Hauptlehrer. Er durfte, eine seltene Gunst, ihre Privatbibliotheken benützen und mit ihren Familien verkehren. Sie kamen ihm mit väterlichen Wohlwollen entgegen und halfen ihm mit Rat und That. Passow, genial und kunstgebildet, führte ihn noch tiefer ein in die griechische Welt. Durch Wachler wurde er vertraut mit der Geschichte, ihrer Auffassung und Behandlung. Letzteres Fach war sein liebstes Studium. In der Philologie vermißte er bei aller Trefflichkeit der Lehrer rücksichtlich der grammatischen Erklärung die „historische Ansicht". Die Theologie gab er nunmehr „aus Mangel an Neigung und Eigenschaften" gänzlich auf, was bei seinen Brugger Freunden nicht geringes Befremden erregte. Aber Rauchenstein hoffte, einst seinem Vaterlande durch die Philologie ebenso nützlich zu werden.

Durch namhafte Belohnungen seitens der königlich preußischen Regierung, die jeweilen nur den sechs besten Mitgliedern des Seminars zu teil wurden, und durch seine Sparsamkeit, dank welcher von seinem Stipendium noch ein Überschuß vorhanden war, wurde es ihm möglich, ein zweites Jahr in Breslau zu studieren. Während desselben machte er sich auf Passows Rat an die Lösung der von der philosophischen Fakultät gestellten Preisfrage: „Über die Reihenfolge der olynthischen Reden des Demosthenes" und gewann für die lateinische Abhandlung zugleich mit einem Freunde den ersten Preis. Gerne wäre Rauchenstein noch ein drittes Jahr in der ihm lieb gewordenen Stadt geblieben, allein die Geldmittel waren auf der Neige, und abermals Bürgschaft zu leisten, durfte er seinem Vater nicht zumuten. Also trennte er sich im Oktober 1820, ungern genug, von seinen verehrten Lehrern und von den lieben Freunden.

Tornister auf dem Rücken, scharfes Rappier zur Seite, wanderte Rauchenstein heimwärts, sah dabei bedeutende Städte, u. a. Dresden mit seiner herrlichen Gemäldegallerie, und sprach

bei berühmten Gelehrten seines Faches vor, bei denen er sich durch Passows Programme auswies und immer gute Aufnahme fand. Auf der letzten Station, Zürich, lernte er die beiden großen Schweizer Philologen: Chorherrn Bremi und J. C. von Orelli kennen, die ihn mit der größten Liebenswürdigkeit empfingen und mit denen er eine Freundschaft schloß, die erst der Tod löste. An Orelli besonders knüpften ihn enge Bande nicht nur verwandter litterarischer Interessen, sondern auch übereinstimmender politischer Ansichten. Bremi ließ sich die gekrönte Preisschrift zur Einsicht geben und fand sie des Druckes wohl wert, wenn sie überarbeitet und in Rücksicht auf den lateinischen Ausdruck noch mehr ausgefeilt würde. Die Mahnung, bemerkt Rauchenstein, sei sehr begründet gewesen, denn während der Universitätszeit seien bei seiner Vorliebe für die Griechen die Römer zu kurz gekommen. Der Mahnung des Züricher Gelehrten, sich im Lateinschreiben zu üben, muß er gewissenhaft nachgekommen sein, denn später beherrschte er auch die lateinische Sprache, wie wir noch hören werden, meisterhaft.

Im November endlich langte unser Musensohn wieder in Brugg an. In der Freude des Wiedersehens zerflog die Wehmut über den Abschluß der schönen Burschenzeit.

Auf eine Anstellung brauchte der junge Gelehrte nicht lange zu warten. Noch im gleichen Monat erhielt er von Herrn v. Fellenberg aus Hofwyl eine Einladung, in seinen Anstalten eine Lehrstelle zu übernehmen, und im Januar 1821 begab er sich dorthin. Hofwyl wurde für ihn ein praktisches Lehrerseminar, dem er außerordentlich viel verdankte. Besonders wurde er, da ihm vergönnt war, unter einer höchst munteren und überwiegend sehr begabten Jugend und an der Seite einer Menge meist junger, strebsamer und zum Teil sehr geistvoller Lehrer zu wirken, von einer idealen Begeisterung für den Lehrerberuf erfüllt.

In Hofwyl überarbeitete Rauchenstein seine Preisschrift, für welche Passow inzwischen einen Verleger gefunden. Das Schriftchen erschien noch im gleichen Jahre in Leipzig, ausgestattet mit einer Vorrede Passows und kritischen Bemerkungen Bremis zu den philippischen Reden. So hätten ihn, scherzte Rauchenstein später, den noch kaum flüggen, zwei berühmte

Philologen mit starken Flügeln in die Mitte genommen und in die litterarische Welt hinausgetragen.

Gegen Ende des Jahres wurde eine philologische Lehrstelle an der Kantonsschule in Aarau frei. Döderlein hatte Rauchenstein schon vor Jahren auf letztere als sein einstiges Wirkungsfeld hingewiesen. Merkwürdiger Weise zögerte derselbe doch, sich anzumelden; die Sache kam ihm zu früh, und gerne wäre er noch länger in Hofwyl geblieben. Aber verständige Erinnerungen des Vaters vermochten so viel, daß er in einem vertrauensvollen Briefe dem ihm von früher her bekannten und von ihm verehrten katholischen Pfarrer und Schulrat Alois Vock in Aarau die Entscheidung anheimstellte. Dieser meldete ihn an, und da auch die Erkundigungen, welche die aargauische Behörde durch Regierungsrat Dr. Rengger, den vormaligen helvetischen Minister, bei Herrn von Fellenberg einziehen ließ, günstig lauteten, so wurde Rauchenstein gewählt. Am 3. Januar 1822 fand die feierliche Einführung in sein Amt durch Professor und Rektor Jeanrenaud statt.

23 1/2 Jahre alt war Rauchenstein, da er seine Thätigkeit in der Hauptstadt des Heimatkantons begann, nicht leichten Sinnes, aber doch frohen Mutes. Und wahrlich, letzterer kam ihm wohl zu statten, denn nicht nur stellte das Schulamt an seine Arbeitskraft sehr große Anforderungen, sondern es wurde auch der Posten, auf dem er stand, viel angefochten.

Die Kantonsschule hatte in den 20 Jahren ihres Bestehens schon verschiedene Umgestaltungen durchgemacht. In den drei ersten Jahren unter der Leitung des „Bürgers" Hofmann gab dem Zeitgeist gemäß die „nützliche Beziehung auf das Leben" den Ton an. Man suchte den Knaben in möglichst kurzer Zeit möglichst Vielerlei beizubringen und in der Einen Schule jeden zu seinem besonderen Berufe vorzubereiten. Um dies schwere Problem zu lösen, grübelte man ohne Aufhören und änderte immer wieder ab.

1804 wurde E. A. Evers, ein Schüler Fr. A. Wolffs, als Rektor berufen. Diesem schwebte das hohe Ziel vor, an die Stelle der vielgestaltigen Abrichtung für mannigfache, zufällige Lebenszwecke eine einheitliche, auf dem intensiven Studium der

alten Sprachen beruhende Geistesbildung zu setzen. In jahrelangem Ringen gelang es ihm, die Opposition im Publikum und in den Behörden zu besiegen, so daß beim Übergang der Anstalt an den Staat (1813) nicht bloß Anhängsel, wie die Handelsschule und die Klasse für die französischen Zöglinge, fallen gelassen, sondern selber der Name Realschule ausgemerzt wurde.

Aber nach Evers' Weggang (1817) trat die Reaktion ein und hatte um so leichteres Spiel, da in den nächsten 5 Jahren ein wahres Interregnum einriß, indem nicht weniger als ein halbes Dutzend Professoren kamen und gingen. Die Philologie, die vorher schon von manch einer Seite scheel angesehen worden, verlor, da ein imponierender Vertreter fehlte, mehr und mehr an Achtung, und die Kantonsschule selber sank zusehends.

1819 stiftete die Gesellschaft für vaterländische Kultur den „bürgerlichen Lehrverein". Dieser anerbot sich, junge Leute, „die wenigstens lesen, schreiben und rechnen könnten", in denjenigen Wissenschaften und Kenntnissen zu unterrichten, die auch dem Fabrikanten, dem Kaufmann, dem Handwerker, dem Landwirt und jedem, der künftig mit Würden eine Stelle im Staate zu bekleiden gedächte, notwendig oder höchst vorteilhaft seien. In den Ankündigungen paradierten Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, Naturrecht und Kenntnis der vaterländischen Gesetze, Staatswissenschaft verbunden mit Statistik der Schweiz und der benachbarten Länder, Anweisung zur Kenntnis des Bergbaues, Anweisung zu zweckmäßiger Behandlung der Wälder, Polizeiwissenschaft, Kriegswissenschaft u. s. w. u. s. w. Dabei wurde versprochen, daß immer auf das vorzüglichste Bedürfnis der Lernenden die erste Rücksicht genommen werden sollte.

Von Seiten seines damaligen Leiters, Heinrich Zschokke, wurde gegen die Kantonsschule bald verdeckter, bald offener der Vorwurf erhoben, daß sie solchen Bedürfnissen nicht entgegenkomme, und eine entsprechende Reorganisation verlangt.

Rauchenstein zeigte derartigen Bestrebungen gegenüber gleich von Anfang an eine zielbewußte Festigkeit. Und da ihm seine Tüchtigkeit binnen kurzer Zeit das höchste Ansehen und den größten Einfluß im Lehrerkollegium verschafften, so vermochte er auch, bestimmend auf die Richtung der Kantonsschule einzuwirken.

Es ist darum von Interesse, zu hören, was er für Ideen hatte von der Organisation und dem Unterricht einer obersten Bildungsanstalt des Kantons und der Erziehung überhaupt. Aufschluß geben uns verschiedene Schulreden und besonders der Aufsatz: „Über den Wert der Altertumsstudien auf Gymnasien und höheren Schulanstalten", welchen er als Rektor dem Programm von 1825 beilegte.

Letzterer, durchweht von einem hohen Idealismus, geschrieben in stellenweise hinreißend schöner Sprache, kann füglich auch als Programm für Rauchensteins eigene erzieherische Thätigkeit betrachtet werden. Die von Fr. Aug. Wolff zur Geist und Gemüt bildenden Altertumswissenschaft erhobene Philologie sollte der Sauerteig des gesamten Unterrichts werden. Aber nach andern Grundsätzen sei das Studium der Alten einzurichten, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, daß alles zerstört und niedergerissen werde. Die Schulbank dürfe keine philologische Hobelbank werden, bedeckt mit kritischen Schnitzeln und Spänen. Es handle sich um die Kenntnis der bedeutendsten Völker, von denen man unendlich viel lernen könne in Staatsweisheit, in Kunst und namentlich Litteratur. Große Charaktere, unvergängliche Denkmale einer durch einfache Größe und Milde Auge und Geist in ihrer Vollendung beruhigenden Kunst, der reine Ausdruck einer von Idealen durchdrungenen Gemütswelt seien dazu angethan, die jungen Seelen mit unauslöschlichen Bildern zu erfüllen. Die antiken Schriftwerke in ihrer Anschaulichkeit und Naturwahrheit seien das beste Gegenmittel gegen die moderne Abstraktionssucht und darum geeignet, die Jugend zu urkräftiger und unmittelbarer Anschauung hinzuführen. Die klassischen Sprachen, zumal die griechische, seien die gebildetsten, und ihre Erlernung eine treffliche Geistesgymnastik.

Das Studium des Altertums sei darum am allermeisten geeignet, die Seelen der Jugend zu ergreifen und für das Schöne zu begeistern. Es gebe nicht eine enge Berufsbildung, noch auch glatte Weltbildung, aber eine Bildung zur wahren Weisheit der Welt und zur Genußfähigkeit für die schönsten Blüten des Menschengeistes. So sei es eine notwendige Bedingung zu höherer Bildung und werde diese Stelle behaupten, so lange man

dabei nicht in die Einseitigkeit verfalle, sondern die übrigen in ihrer Art ebenso wirksamen Bildungsmittel damit in Übereinstimmung bringe und sich den Zweck des Ganzen gegenwärtig erhalte.

Im Unterricht verlangte Rauchenstein vor allem Gründlichkeit. Nur diese, war ein Grundsatz, den er auch unter sein (S. o. S. 3) Bild schrieb, mache die Schüler beides, mutig und bescheiden, Eigenschaften, aus denen allein ein Charakter sich entwickeln könne. Neben der genauen sprachlichen Erläuterung ging immer einher die Sacherklärung, und vom Einzelnen erhob er die Blicke der jungen Leute zum Ganzen, damit von diesem aus wieder Licht auf die Einzelheiten fiele. Aber immer blieb der Autor die Hauptsache, und der Kommentar wurde auf das Notwendigste beschränkt, ja geradezu in einer lakonischen Form gegeben, die aber nur um so besser haftete. Rauchenstein huldigte der richtigen Ansicht, daß man viel lesen müsse, um in den Geist der alten Welt einzudringen. In den Anforderungen an die Schüler hielt er die rechte Mitte ein; er berühmte sich wohl, daß er ihnen die Sache nicht allzuleicht mache, und warnte sie vor denen, die auf dem leichtesten Wege in kurzer Frist nicht nur Eines, sondern fast Alles zugleich zu leisten versprächen, denn alles Gute und Schöne sei schwer. Rauchenstein wollte eben nicht nur unterrichten, sondern erziehen und bilden. Das bedeutete in seinen Augen, alle reichen und edeln Anlagen der Menschen aufwecken, sie groß und stark machen, das Unedle und Niedrige unterdrücken, seine Neigungen und Kräfte so leiten, daß er nicht nur sich selbst zu erhalten, sondern auch die Wohlfahrt anderer mit warmer Liebe zu befördern fähig und Gott wohlgefällig werde. Niemand könne solches allein von sich aus erreichen, darum werde der Mensch in die Arme der Liebe genommen, zuerst der Eltern, dann des Gemeinwesens. Bildung und Erziehung sei die aus der Quelle der Liebe entspringende Sorge für die Erhaltung und Veredelung des Menschengeschlechtes, und auf der Idee der Erziehung beruhe alles Große und Schöne, was in der Welt geschaffen werde. Die Schule mit ihrem geräuschlosen Wirken betrachtete Rauchenstein als eine jener heiligen Stätten, wo sich der Geist am Geist entzündet. Das Gemüt gilt ihm als das Edelste des Menschen,

doch auch die Phantasie muß durch die Schule geweckt und veredelt, der Verstand geübt, gestärkt und gewandt gemacht werden. „Dieses Stimmen des Vielen in den Menschen zur Einheit, das ist wahre Bildung.“

Wer so denkt, kann den Schülern nicht als gestrenger, zugeknöpfter Magister, er muß und wird ihnen vielmehr als Freund und Vater begegnen. Ordnung mußte sein, denn Willkür, rief er ihnen warnend zu, ist der Tod aller Freiheit. Aber seine Absicht erreichte er durch freundlich-ernste Mahnungen; durch Hinweis auf edle Vorbilder; auch wohl durch köstlichen Spott, z. B. wider das studentische Renommieren. Selten nur sah er sich gezwungen, strenge Saiten aufzuziehen. Kopfhängerei wollte er nicht; bei einem Jünglinge, sagte er, solle der Ernst nie ohne Fröhlichkeit, die Heiterkeit nie ohne tiefere Empfindung sein. An Kadetten- und Turnfesten und bei Tanzvergnügen liebte er es, sich unter das junge Volk zu mischen und sich mit ihm zu freuen. Er glaubte fest, daß das Gute in den jugendlichen Seelen überwiege, und etwa wurden Ankläger mit dem Bescheide abgefertigt: „Das haben meine Schüler nicht gethan!“ Trotz seiner großen Inanspruchnahme bekümmerte er sich um jeden Einzelnen und ließ sich sein Fortkommen auch nach der Schule angelegen sein. Mit manchem Vater und mancher Mutter hat er inbetreff ihrer Söhne Rat gepflogen. Und wollte man ihm für Gutthaten danken und brachte in jugendlicher Unbeholfenheit die Worte nicht heraus, so klopfte einem der Treue etwa auf die Schulter und sagte beruhigend: „Schon recht, schon recht!“

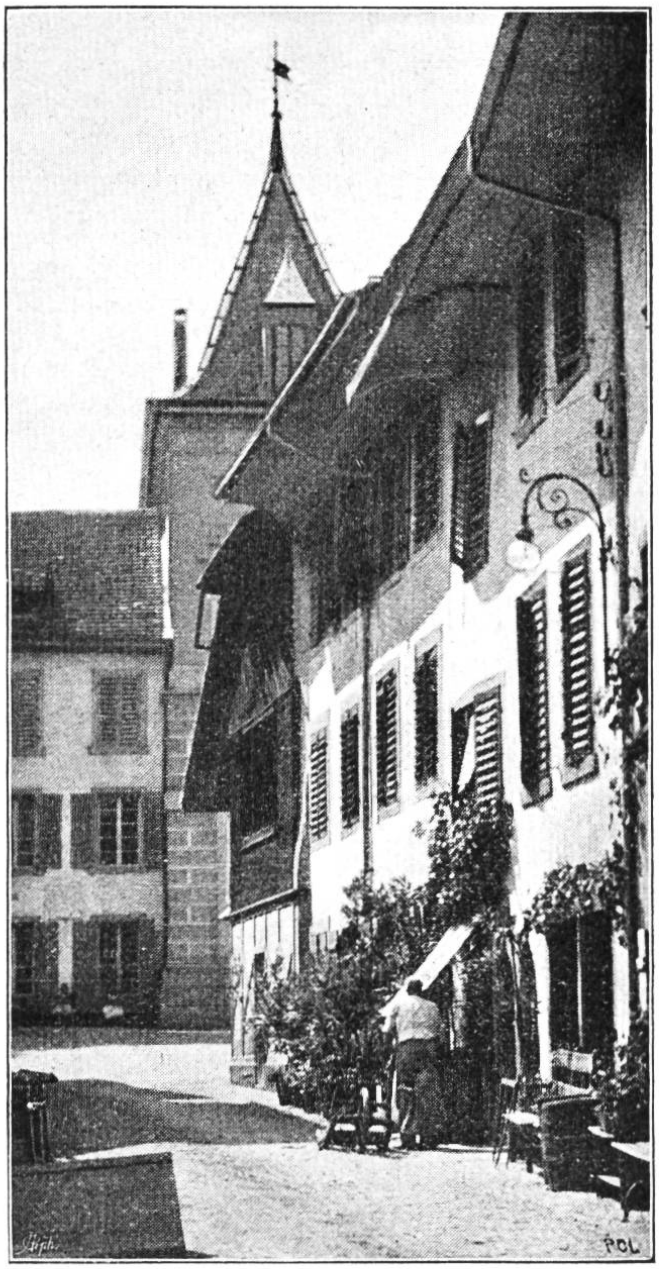
Auf solche Weise wurde die Kantonsschule, die schon ins Wanken geraten war, wieder befestigt; ihr Ruf als einer Bildungsstätte in des Wortes vollster Bedeutung drang über die Grenzen des Kantons hinaus und führte ihr von weither Schüler zu. Das Verdienst aber an diesem Aufblühen maßen Männer, welche in Sachen ein kompetentes Urteil hatten, unserm Rauchenstein bei. Zu wissenschaftlichen Studien freilich blieb demselben nicht so viel Muße, als er wünschte. Daß diese jedoch nicht ganz aufgegeben wurden, beweisen die 1826 und 1829 veröffentlichten Programmbeilagen und gelehrte Beiträge, die er in jener Zeit an Bremi und Orelli sandte.

Im Frühjahr 1827 gründete der Herr Professor einen eigenen Hausstand, indem er sich mit Fräulein Sophie Buser vermählte. Die Gattin schuf als still waltender Geist Ruhe und Ordnung um ihn. Regte ihn etwas auf, so rief sie ihm dies oder jenes Wort seiner Mutter in Erinnerung; hatte er ein Buch verlegt, sie wußte es zu finden. Fast 40 Jahre dauerte die, wenn auch kinderlose, doch überaus glückliche Ehe. Frau Rauchenstein, schrieb nach ihrem Hinscheid ein Freund der Familie, hinterließ in jedem einen Friedenseindruck.

In der stillen Häuslichkeit konnte Rauchenstein fortan Kummer und Sorgen abwerfen. Und deren gab es genug, zunächst in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre durch die Umtriebe des ehrgeizigen Dr. P. V. Troxler.

1823 von Luzern hergekommen, hätte derselbe gerne einen Lehrstuhl an der Kantonsschule erobert. Da ihm das nicht gelang, wandelte er den Bürgerlichen Lehrverein zu einer förmlichen Konkurrenz-Anstalt derselben um. Während des ganzen Jahres sollten dessen Kurse nunmehr dauern und ein Bindeglied sein zwischen Gymnasium und Universität. Als neue Fächer kamen namentlich hinzu Philosophie mit ihren verschiedenen Hilfswissenschaften; ferner Altertumskunde, verbunden mit Lesen griechischer und römischer Schriftsteller. Eine spätere Ankündigung enthält ein Répertoire von 58 Nummern aller möglichen Zweige menschlichen Wissens. Die Zeugnisse galten als Maturitätszeugnisse. Und um so gefährlicher war das Institut, da in Lehrweise und Handhabung, oder besser Vernachlässigung der Disziplin die Universitäten nachgeäfft wurden, und da der Leiter alles daran setzte, es mit der Kantonsschule, der er doch den Boden abzugraben sich bemühte, in engste Beziehung zu bringen. Er und sein Anhang suchten durch Briefe und Zeitungsartikel die Kantonsschule zu diskreditieren. Ihre Einrichtung wurde als eine unzeitmäßige verschrieen; ganz anders, als in den Tagen des sel. Evers und als der Lehrverein, bilde sie lediglich Philologen und Großgewerbeleute, aber nicht republikanische Bürger; sie begünstige die Katholiken, die Monarchie und den Mystizismus in verdächtiger Weise. Durch die Wahl untüchtiger Lehrer leiste die Behörde dem Verfalle der Schule Vorschub u. s. w. Allein die Kantonsschule be-

hauptete sich dank der unentwegten, gewissenhaften Thätigkeit ihrer Lehrerschaft und der Festigkeit einer umsichtigen Oberbehörde. Dagegen nahm glücklicher Weise nach Troxlers Weggang von Aarau (1830) das Zwitterding des Lehrvereins ein Ende.



Rauchensteins Geburtshaus in Brugg.

Daß auch die 1826 durch Schenkungen der Herren Hunziker und Herose ins Leben gerufene, private Gewerbe- und Handwerkerschule Rauchenstein „am Herzen nagte", mag im ersten Momente befremden. Doch war die Befürchtung, dieselbe könnte „auf Kosten der Kantonsschule erhoben werden", so unbegründet nicht. Und wenn er gegen eine nähere Verbindung der beiden Anstalten sich entschieden ablehnend verhielt, so trugen wohl die unliebsamen Erfahrungen, die man mit dem Lehrverein gemacht hatte, ihr Teil dazu bei. Das Hauptmotiv

aber war die Überzeugung, daß die echt wissenschaftliche Bildung davon schweren Schaden nehmen müßte, jene Bildung, die er für unumgänglich notwendig erachtete, um dem Staate denkende und charakterfeste Männer zu erziehen. Darum wehrte er sich denn auch 1835 bei den Beratungen über das neue Schulgesetz nach Kräften gegen den Antrag, die Gewerbeschule neben das Gymnasium in den Organismus der Kantonsschule aufzunehmen. Die Vereinigung wurde gleichwohl sanktioniert, doch ausdrücklich bestimmt, daß die beiden Abteilungen im Unterrichte von einander unabhängig sein sollten.

Will man Rauchensteins Haltung in dieser ganzen Angelegenheit gerecht werden, so hat man nicht außer acht zu lassen, daß die ursprüngliche Gewerbeschule keinen Vergleich aushalten könnte mit der heutigen. Jene war eine vorwiegend praktische Berufsschule, diese ist eine wissenschaftliche Vorbereitungsanstalt, aber sie ist es geworden durch Einflüsse, die man damals noch nicht voraussehen konnte, namentlich durch die Anforderungen des eidgenössischen Polytechnikums.

Doch wir sind der Entwicklung der Dinge vorausgeeilt.

Die schwerste Krise hatte die Kantonsschule bei der radikalen Umwälzung zu Anfang der Dreißiger Jahre zu bestehen. Die leitenden Geister derselben waren zugleich die Patrone des Lehrvereins und der Gewerbeschule. Das Volk, dem ohnehin insgemein Sinn und Verständnis für gelehrte Schulen abgeht, war leicht zu bereden, daß die Kantonsschule eine unnütze Herrenschule sei. Die Führer, welche die Sache besser wissen mußten, waren erbittert, daß die bedeutendsten Professoren, Kaiser, Rauchenstein und Fröhlich, liberal-konservativen Grundsätzen huldigten und daraus kein Hehl machten, vielmehr sie in den Tagesblättern ungescheut aussprachen. Hauptsächlich, weil ihm für die Existenz der geliebten Schule bangte, ließ Rauchenstein sich von den Bruggern 1831 in den Großen Rat wählen. Daß er nicht zu schwarz gesehen, zeigte der Tenor der Verhandlungen in der gesetzgebenden Behörde. Mehr als einmal fielen nicht nur über einzelne Lehrer die gehässigsten Äußerungen, sondern man wollte allen Ernstes von gewisser Seite der Schule als einem Aristokraten-Nest an das Leben. Auch von Dislozierung, z. B. nach Baden, war die

Rede. Aber Rauchenstein wehrte sich mit meisterhafter Beredsamkeit. Bei der großen Schuldebatte im Frühjahr 1832 hatte er sich vorgenommen, nötigen Falls siebenmal zu reden. Und er donnerte die Gegner auch wirklich so zusammen und rieb insbesondere den Hauptthahn so klein, daß die andern gar nicht wagten, das Wort zu ergreifen. Die Kantonsschule blieb erhalten, aber als 1835 kraft des neuen Schulgesetzes alle Stellen erledigt wurden, mußten bei der Wiederbesetzung zwei der verhaßtesten Lehrer, Fröhlich und Kaiser, über die Klinge springen. Mit knapper Not entging Rauchenstein dem gleichen Schicksal. Die Gewaltthat gab Veranlassung zu einer heftigen Zeitungsfehde und endigte mit einem Injurienprozeß, in welchem Rauchenstein seine Sache gegen einen hochgestellten Juristen und Parteigegner persönlich vor Gericht mit klassischer Beredsamkeit verfocht.

Auch an den Diskussionen über die Bezirks- und Gemeindeschulen beteiligte sich Rauchenstein im Großen Rat, und selber in ferner liegende Materien arbeitete er sich leicht und schnell hinein, so daß er auch da seinen Mann stellen konnte. Am meisten aber interessierte er sich außer den Schulangelegenheiten für die Kirchenfragen. Wohl kein anderes Mitglied des damaligen Großen Rates hatte dieselben so gründlich studiert wie er, und er war dabei zu der Überzeugung gelangt, daß den Katholiken von Seiten der Radikalen schweres Unrecht geschehen sei. Man habe sie gehöhnt und gemaßregelt, bis sie sich zur Abwehr zusammengethan. Den lange herausgeforderten Gegner habe man durch die Badener Artikel zähmen wollen und damit nur einen neuen Zankapfel in den Kanton hineingeworfen. Denn die darin postulierten Rechte des Staates in kirchlichen Dingen habe dieser vor 1834 besessen und unbestritten, aber bescheiden, ohne Machtsucht und besonders ohne Prahlerei geübt. Kirchlicher Reformen aber, wie sie jene selben Artikel forderten, sollte sich der Staat enthalten; solche könne man dem Volke nicht aufzwingen, sie müßten von innen, aus wirklich religiösem Sinne hervorgehen. Dann nur dürften sie von oben beschützt und gefördert werden. Solchen Grundsätzen wahrer Toleranz und Gerechtigkeit entsprach Rauchensteins Haltung im Großen Rate. Er suchte zu vermitteln und zu versöhnen. Sein Votum vom 27. November 1835, das er abgab,

als Anstalten getroffen wurden, das Freiamt militärisch zu besetzen, ist bekannt.

Aber der gleiche Mann, der einmal sein Glaubensbekenntnis dahin zusammenfaßte: „Wir für uns wollen Reformierte bleiben, aber die Katholiken katholisch sein lassen," er war am allerwenigsten gewillt, letztern gegenüber die Rechte des Staates preiszugeben. Wie Extravaganzen von der einen Seite insgemein solchen von der andern rufen, so begnügten sich die Katholiken 1840 anläßlich der Verfassungsrevision nicht mehr damit, die Herstellung des Zustandes vor 1834 zu verlangen, sondern sie wollten nun die Badener Artikel unbedingt, d. h. mitsamt den staatlichen Befugnissen, abgeschafft haben. Gegen solche Begehrlichkeit sprach sich Rauchenstein, ohne darum in das Fahrwasser der Radikalen einzulenken, des entschiedensten aus. Alle möglichen Garantien solle man den Katholiken geben, aber das Leben des Staates dürfe man nicht antasten, die Existenz des Kantons nicht in Frage stellen lassen.

Eine fast übermenschliche Thätigkeit entwickelte er damals, um die entzweiten Brüder einander wieder näher zu bringen und Bürgerkrieg und Trennung zu verhüten. Er bemühte sich, besonnene Männer aus den weniger angesteckten Bezirken zu versammeln und eine Partei zu bilden, die sich den Extremen, dem „katholischen und dem reformierten Unsinn" entgegensetzen könnte. „Und wenn man auch," heißt es in einem Briefe, „momentan nichts ausrichte, so würde man doch so einen gesunden Stamm erhalten." Selber mit dem Führer der Katholiken des Freiamtes, Anton Weißenbach, unterhandelte er brieflich und ersuchte ihn um eine Zusammenkunft. Allein die Leidenschaft war hüben und drüben zu mächtig geworden. Im Herbst 1840 halfen die Katholiken eine erste Verfassung verwerfen. Als sie dann gegen eine zweite, die anfangs 1841 mit Mehrheit angenommen wurde, sich thätlich auflehnten, wurden sie am 12. Januar von den Regierungstruppen geschlagen. Zwei Tage später hob der Große Rat die Klöster, als von denen der Aufruhr geschürt worden, auf. Rauchenstein stimmte auch dafür, wiewohl er tief bedauerte, daß es so weit gekommen. „Dahin ist," klagte er, „Friede, Vertrauen und all das

Schöne im Aargau auf lange Jahre. Fluch dem Radikalismus!"

Die Berufung der Jesuiten nach Luzern verurteilte er als einen unseligen Schritt, der die unheilvollsten Folgen nach sich ziehen würde.

Die rastlose politische Thätigkeit der Dreißigerjahre that der Arbeit in der Schule keinen Abbruch. Aber die litterarische Thätigkeit wurde fast ganz brach gelegt. Von den Schulstunden und den Debatten im Großen Rate — letztere dauerten oft von 9 bis 4 — war Rauchenstein am Abend manchmal so müde, daß ihn Lesen und Schreiben anekelte. Dazu kam, da seit 1835 der Sieg des Radikalismus vollständig entschieden war, eine trübe Stimmung über ihn. „Oft war ich," entschuldigt er sich Ende 1837 wegen seines Schweigens, „zu niedergeschlagen, um zu schreiben. Jeder Tag brachte neue Nachrichten über die Zurücksetzung eines Freundes oder sonstiger wackerer Leute." Auch er selber war in Ungnade gefallen. Aus dem Schul- und Kirchenrate war er selber ausgeschieden; das Rekorat hatte man einem andern gegeben, bei der Bestellung der Bibliothekkommission wurde er übergangen. Unter den Kollegen waren nur wenige, mit denen er verkehren konnte. Angesichts solcher Bitternisse und der Kränkung bei der prekären Wiederwahl von 1835 kann man es R. nicht hoch genug anrechnen, daß er doch seinem Kanton treu blieb und einen ehrenvollen Ruf nach Chur ablehnte.

Auch hatte er es nicht zu bereuen; nach der aufregenden und aufreibenden Zeit kamen bald Jahrzehnte des reichsten Wirkens in Schule und Wissenschaft und ehrender, allseitiger Anerkennung. Gegen seinen Willen zwar trat er 1841, da er nicht mehr in den Großen Rat gewählt wurde, vom politischen Schauplatz ab. Denn vorzuwerfen hatte er sich nichts, durfte sich vielmehr mit gutem Gewissen sagen, daß er sich allezeit redlich wie nur einer für des Landes Wohlfahrt bemüht. Auch seine eigene Geistesbildung war während der zehn Jahre aktiver Politik gefördert worden: er hatte ein erhöhtes Interesse bekommen für die vaterländischen Dinge, ein tieferes Verständnis für die Vorgänge des Staatslebens, vielfache Kenntnis von Personen und Geschäften. Aber doch war sein wahrer Beruf

ein anderer, und ihm wandte er sich nunmehr ganz zu. Im Dezember 1841 war er schon seit geraumer Zeit so in Pindar vertieft, daß er die anderen Dinge, namentlich Politik, für einmal nur bisweilen ansah und froh war, in seinen Arbeiten eine ermunternde Erholung zu finden. 1843 erschien die Einleitung in Pindars Siegeslieder. 1844 und 1845 folgten über den gleichen Dichter lateinische Programmarbeiten, von denen die erste, abgesehen vom wissenschaftlichen Werte, auch stilistisch ein Meisterstück ist, indem ein modernes schweizerisches Schützenfest mit allen Détails auf die anschaulichste Weise in klassischem Latein dargestellt und mit ergötzlicher Schalkhaftigkeit der Vergleich zwischen der Schießkunst und der philologischen Kritik durchgeführt wird. Die ersten Gelehrten zollten Rauchenstein für seine Forschungen die schmeichelhafteste Anerkennung, und dieser galt fortan für einen der besten Pindarkenner.

Erstaunlich ist die Schnellkraft, mit welcher Rauchenstein sich in so unglaublich kurzer Zeit wieder auf die Höhe der Wissenschaft emporgearbeitet hatte. Döderlein schrieb halb im Scherz, halb im Ernst, so könne man freilich für die Altertumswissenschaft neues Interesse erwecken, wenn man zugleich praktischer Politiker sei, „wie Freund Rauchenstein, der den Pindar zuschlägt und über die Klosterfrage debattiert und aus dem Großen Rate wieder in seine Schule geht und seinen Burschen einprägt, daß sie einstweilen noch die Nase ins Buch stecken sollen, um seiner Zeit auch über die Klosterfrage sprechen und nicht bloß schwatzen zu können."

Die letzten Worte sind eine witzige Anspielung auf Rauchensteins Glaubenssatz, politische Kannegießerei gehöre nicht in die Schule hinein, und speziell auf die mitten zwischen den Freischarenzügen gehaltene Schulrede: „Wie die Schule die schweizerische Jugend, ohne zu politisieren, zur Republik bilden und erziehen soll."

Von Pindar wandte sich Rauchenstein den Tragikern Äschylos und Euripides zu, über welche er eine Reihe meist lateinischer Programmbeilagen verfaßte. Auch diese fanden Anerkennung, u. a. seitens des Fürsten unter den Philologen, Gottfried Hermann. Zu einer Idee über die Rekonstruktion der äschyleischen Promethie

gratulierte ihm Hermann Sauppe mit den Worten: „Das hat Ihnen der Geist des Äschylos ins Ohr gesagt.“ Letztgenannter Gelehrte lud ihn 1847 ein, sich bei der „Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen“ zu bethätigen, die er mit M. Haupt herausgeben wollte. In dem betreffenden Schreiben heißt es u. a.: „Bei der Auswahl der Mitarbeiter sind wir äußerst gewissenhaft zu Werke gegangen und haben nur solche ausersehen, die mit freiem Blick und gründlichem Wissen eine lebendige und allein der Sache zugewandte Methode verfolgen. Zu diesen gehören Sie — und zwar bitte ich Sie, den Lysias zu bearbeiten.“ Rauchenstein sagte zu und legte eine neue Probe seiner außerordentlichen Arbeitskraft ab. „Sollten Sie,“ fragte Sauppe am 22. Januar 1848 an, „vielleicht so eisernen Sinnes gewesen sein und in all der Bewegung einer stürmischen und großen Zeit ruhig haben den Lysias erklären können?“ Und siehe, anfangs Februar war das Manuskript, welches Rauchenstein in vier Monaten ausgearbeitet, schon in seinen Händen. Rauchensteins Lysias-Ausgabe eröffnete und empfahl die neue Sammlung aufs beste. In Deutschland schätzte man sie und den ein Jahr darauf folgenden Isokrates wegen der knappen und dabei doch so lichtvollen Einleitungen und Kommentare. Die gelehrten Fachschriften spendeten dem Verfasser unumwundenes Lob und nannten ihn geradezu den bahnbrechenden Exegeten des Lysias. In der Schweiz schätzte man daran noch höhere, als nur philologische Vorzüge. „Lysias soll,“ hatte Rauchenstein an Vock geschrieben, „das Studium der Griechen lebendiger und praktischer, d. h. zur Bildung für das Leben und zur Kenntnis desselben geeigneter machen“; und bei Übersendung des Isokrates: „Beide sind so gearbeitet, daß sie auch auf das Gemüt der Jugend wirken und in dem von uns beiden von jeher gepflegten Sinne bürgerliche Tugend und Gemeinsinn pflanzen sollen, unter denen allein die Demokratie gedeiht, welche ohne sie zur häßlichen Ochlokratie wird, wie sie das alte Athen und unsere Tage gesehen haben. Im Areopagitikus hält die alte Welt den verwilderten Gesellschaften unserer Zeit warnend einen wahren, treuen Spiegel vor.“ Wie sehr es Rauchenstein gelungen, diese Seite der alten Redner in ein wirksames Licht zu stellen,

beweist eine Zuschrift Schällibaums aus Chur, aus der wir nur Folgendes hervorheben:

„Was mir an Ihrem Lysias besonders zusagte, das ist die politische Ansicht, die darin herrscht und die gerade in neuern Zeiten von den Dächern sollte gepredigt und zu allermeist der Jugend zur Beherzigung empfohlen werden.... Es wäre wohl gut, wenn man aus den Klassikern nicht bloß Redensarten und höchstens guten Styl und feinen Geschmack, sondern auch politische Einsicht zu gewinnen versuchte."

Der Verfasser hatte die hohe Genugthuung, vom Lysias noch die siebente, vom Isokrates die vierte Auflage zu erleben.

Außer diesen größern Arbeiten lieferte R. eine Menge von Besprechungen und kleinern Aufsätzen in verschiedene Zeitschriften. Und mitten zwischen den klassischen Studien warf er sich, da er die 60 schon überschritten, mit jugendlichem Feuer auf die vaterländische Geschichte und überraschte 1861 das Publikum mit der Programmarbeit: „Winkelrieds That bei Sempach ist keine Fabel." Die nächste Veranlassung hatte ein Wiener Gelehrter gegeben, welcher behauptete, an Joh. v. Müllers Beschreibung der Sempacher Schlacht sei auch kein Titelchen Wahres. Rauchenstein führte den Gegenbeweis auf Grund von Halbsuters Sempacher Lied, das nach seinem ganzen Charakter von einem Augenzeugen unter dem frischen Eindruck des Ereignisses gedichtet sein müsse. Es ist das eine Ansicht, die seither auch Prof. Öchslis Beifall gefunden hat.

In der gleichen Zeit, da Rauchenstein sich die reichsten Lorbeeren als Gelehrter erwarb, während der Vierziger und Fünfziger Jahre, hat er auch das Größte als Schulmann geleistet. Denn was er einem Kollegen einmal freimütig in Erinnerung brachte, daß nur der Lehrer mit eigener Befriedigung und Erfolg nicht nur im Unterricht, sondern auch in den Herzen der Schüler arbeite, der mehr den Schüler als das Fach im Auge habe und die Thätigkeit für die Schule entschieden zur Hauptsache mache, welcher die Schriftstellerei, so löblich und nützlich sie auch sein möge, doch nicht Eintrag thun dürfe, — das machte er sich selber zur Richtschnur. Seine Studien hatten zudem stets ihre Wurzeln in Schule, und dieser fielen auch wieder die Früchte zu.

1842 war Rauchenstein wieder zum Rektor gewählt worden und bekleidete diesen schweren Posten mit einem kurzen Unterbruche bis zu seinem Rücktritte Anno 1861, volle 19 Jahre, und genoß das Vertrauen der Behörden, die Verehrung der Kollegen und die Liebe der Schüler in vollstem Maße. Gegen ihn revoltierten letztere nie, wie sie es in den Dreißiger Jahren gegenüber einem seiner Vorgänger gethan. Es war merkwürdig, was für eine Autorität er besaß und wie sie auf ihn hörten, auch wenn sie die Schule schon lange verlassen hatten. Wie herzlich die Beziehungen zu den Kollegen waren und welch große Hochachtung diese für ihn hegten, trat am schönsten zu Tage bei Anlaß seines Jubiläums, als sie ihn mit einer aus wissenschaftlichen Originalarbeiten bestehenden Festschrift beschenkten. Sie hatten aber auch an ihm einen loyalen Vorgesetzten und einen Freund von unwandelbarer Treue. Dessen sind Zeugen die Erinnerungsblätter an Fröhlich und Moosbrugger. Dieselben können, weil sie im Druck erschienen sind, als bekannt vorausgesetzt werden. Dagegen sei gestattet, einiges anzuführen aus dem nie veröffentlichten, tief empfundenen Nachrufe, den Rauchenstein in einer frühern Rektoratsperiode dem Kollegen Dr. Rud. Meyer, dem gelehrten Naturforscher und feinsinnigen Schriftsteller, widmete. Er stellte ihn den Schülern noch einmal vor Augen als Vorbild eines wahren und bescheidenen Meisters. „Ich rede nicht von ihm, um Trauer und Wehmut zu erneuern, das würde er selbst nicht wünschen; aber das würde er wünschen, daß wir seiner Tugenden im Guten und mit Ehren gedenken. Das ist ein schöner und segensvoller Bund, der Lebende mit den Toten verbindet. Und darum nenne ich ihn, weil den Hingeschiedenen die Erinnerung der Lebenden als Opfer der Dankbarkeit gebührt und weil anderseits die milde Erinnerung an edle Tote die Lebenden selbst veredelt. Unser Freund und Euer Lehrer, der durch die Erinnerung uns beiden es noch ist..., kein Zweig seiner Wissenschaft war ihm unbekannt, mit mehreren war er innig vertraut, und durchdringende, tiefe Blicke warf er in das Innere der Natur. Wie genial faßte er das Ganze zu einem großartigen Ueberblick, zu einem seelenvollen Gemälde. Er war ein echter Meister in der Wissenschaft und in der Darstellung derselben ein Künstler;

und dennoch wie bescheiden dachte er von sich; wie bescheiden, edel und liebenswürdig lebte er unter uns und unter Euch. Segen sei mit seinem Andenken! Für ihn war das irdische Leben zu kurz, aber das, worein er sein wahres Leben setzte, seine Wissenschaft und Kunst, wirkt noch fort unter den Lebendigen, und gewiß lebt er selbst noch fort und genießt die Früchte seines Geistes und mehrt die Früchte seines Wissens im Lichte einer hellern Sonne, wenn die Sprache der Sterblichen Anwendung finden darf auf das Ewige und Unvergängliche. So lebt er fort im Reiche des Wahren und des Schönen, und wenn das wahre Leben ein geistiges ist, so nährt er sich an Wissenschaft und Kunst und erzeugt wieder aus sich Wissenschaft und Kunst, in ewiger Thätigkeit des Schaffens und Empfangens."

Höhern Ortes wußte man den Takt, die Erfahrung und das organisatorische Talent Rauchensteins, um deren willen er schon anderwärts berufen worden war, Schulen zu ordnen, nach Gebühr zu würdigen. Der Verkehr mit den Behörden, in die nun schon einstige Schüler vorgerückt waren, gestaltete sich freundlich. Eine Mißhelligkeit mit dem Schulrate bewog ihn allerdings, 1850 vom Rektorate zurückzutreten, aber als ihm ehrenvolle Satisfaktion gegeben wurde, und die Regierung im Interesse der Anstalt ihn darum ersuchte, übernahm er die Leitung schon 1852 wieder. An die Annahme der Neuwahl knüpfte er die Bitte, daß im Fache der alten Sprachen am Gymnasium keine weitere Reduktion vorgenommen werde. Wenn man solches versuchte, wenn man den Bildungswert derselben anzweifelte, wie es bald darauf wieder von Seiten des „jungen Aargaus" geschah und überhaupt in gewissen Zwischenräumen sich wiederholte, dann konnte Rauchenstein auch trotz seines vorgerückten Alters noch recht warm werden und mit den Gegnern kräftige Lanzen brechen.

Ehren wurden ihm viele zuteil. 1843 wurde er von der Basler Universität zum Doctor honoris causa kreiert. Großartig wurde die Feier seines 25jährigen Dienstjubiläums am 3. Januar 1847 begangen, an dem ihn Männer aller politischen Parteien, Deputationen der Städte Brugg und Aarau, Kollegen und eine ungezählte Schar früherer und damaliger Schüler be-

glückwünschten. Die Brugger baten es sich aus, daß sie das Bild des Jubilars von einem Künstler dürften malen lassen, um es dann in ihrem Rathause aufzustellen; die Aarauer schenkten ihm das Bürgerrecht; ehemalige Schüler legten ein Kapital zusammen, dessen jährlicher Zinsertrag als Rauchenstein-Stipendium nach seinem Ermessen je einem dürftigen und würdigen Kantonsschüler zukommen sollte.

Im Herbste desselben Jahres zeichneten ihn die in Basel versammelten deutschen Philologen dadurch aus, daß sie ihn einmütig zur Mitarbeit an einer Schutz- und Trutzschrift gegen die Angriffe auf das humanistische Gymnasium beriefen. 1851 wurde er vom Bundesrat in die Experten-Kommission für die schweizerische Hochschule gewählt und stimmte für die Zeitgemäßheit einer solchen. 1861 wurde er von Prof. Köchly eingeladen, Hand zu bieten bei der Gründung eines Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer. Rauchenstein entsprach bereitwillig und wurde in dem Bunde, der sich bald über das ganze Land ausbreitete, eines der angesehensten Häupter.

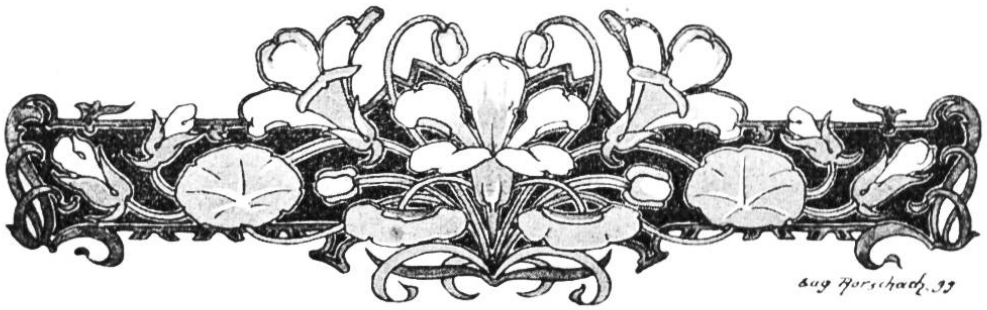
Aber inzwischen hatte sich das Alter angekündigt, und der Mann, dem früher alles so leicht und rasch von der Hand gegangen, klagte nun oft bitter über die Last der Amtsgeschäfte. In seiner Jugend ein wohlgeübter Turner und Fechter, hatte er sich bis zu seinem 48. Lebensjahre einer guten Gesundheit erfreut. Aber von da an hatte er wiederholt schwere Krankheiten durchzumachen. Zur Erholung besuchte er zur Sommerszeit die heilkräftigen Bäder und stärkenden Höhen des schönen Vaterlandes, Pfäfers, den Rigi, Seewen, Seelisberg, meist in Begleitung seiner lieben Frau.

1861 mußte er doch um die Entlassung vom Rektorate einkommen, und 1866 trat er auch von seiner Lehrstelle zurück. Nur die griechischen Stunden in der obersten Gymnasialklasse wünschte er noch beizubehalten, was ihm die Regierung mit freundlichem Entgegenkommen gestattete, damit der Greis, dem am 22. Januar gleichen Jahres die Gattin gestorben war, die Vereinsamung weniger empfände. 1870 wurde er des Unterrichtes gänzlich entbunden, das Inspektorat dagegen des klassischen Unterrichtes behielt er bis an sein Lebensende bei.

Er starb eines raschen und leichten Todes am 3. Januar 1879.

Pietät gegen Eltern und Lehrer ist einer seiner schönsten Charakterzüge gewesen, und Pietät erntete er reichlich wieder von seinen Schülern. Zu wiederholten Malen bewiesen sie ihm dieselbe in glänzenden Ovationen, 1847 z. B. am 25jährigen Jubiläum, wovon schon erzählt worden; dann wieder am Maienzug 1870 auf dem Schanzmättli bei Anlaß seines Rücktrittes; zuletzt kurz vor seinem Tode, am 10. Oktober 1878, als der Achtzigjährige unter 100 einstigen Zöglingen den Ehrensitz einnahm. Viele haben ihm einzeln in Briefen und mit dem Munde ihre Liebe und Dankbarkeit bezeugt. In den Herzen aber aller, die zu seinen Füßen gesessen und die noch unter der Sonne wandeln, ist sein Bild mit unauslöschlichen Zügen eingegraben. Zu unserer Zeit war er freilich nicht mehr, wie ihn Landammann Keller nach seiner Erinnerung in der Grabrede schilderte: einem homerischen Feldherrn gleich, bald in den vordersten, bald in den hintersten Reihen. An seinem runden Tischchen saß er, die Augen auf das Buch in seiner Linken gerichtet, mit gespanntem Ohr auf den lesenden oder übersetzenden Schüler lauschend, die Rechte — an der Tabakdose. Aber darin war er der Alte geblieben: Wir mußten viel und genau lesen; nicht er berichtete uns des weiten und breiten von den Griechen und Römern, sondern uns selber ließ er aus der Quelle schöpfen; nicht in Grammatiken wurden wir herumgetrieben, sondern erlernten den Sprachgebrauch aus den Schriftstellern.

So verspürte auch das dritte Geschlecht, mit welchem dieser Nestor schon lebte, noch einen Hauch seines Geistes.



Samstag.

„Du, Brüeder, los!“ het gester z'nacht
Zum Samstig euse Fritig gmacht,
„Du bist denn doch en gschlagne Ma,
'S ganz Johr chast du kes Freudeli ha.
Vom Läbe hest, weiß Gott, ja nüt:
Am Morge früe scho chöme d'Lüt
Mit Wasser, Lümpe, Sand und Äsche
Und tüend all Stuben usewäsche.
Si butze jedes Eggeli us,
Und 's ist eim niene wohl im Hus.
Für öppis Schöns hest nie der Zit,
Und wenn denn alles suber lit
Und jedes Ding sis Plätzli het,
So bist halt müed und gohst is Bett.“
De Samstig seit: „Du tuest mer weh,
So trurig darf mer das nid neh!
Für anderi z'sorgen isch mi Freud,
Und 's het mi no kes bitzeli greut.
Was miech de Sunndig ohni mi,
Wo wett er mit sim Gstaat au hi?
Wenn er denn chunt i siner Pracht,
Han ich em alles suber gmacht
Und ha uf jedes Tischli no
En früsche Meie häreto“.
Er lächelt: „Das isch aber flott,
Du guete Samstig, tankigott!
Ich aber bschlüße 's Türli zue
Und tänke: 's git nüt Schöners, lue,
As wemmer so mit aller Chraft
Für öpper, wo eim lieb ist, schafft!“